Individualisierung und Konsumierung – Zum postmodernen Umgang mit der Todesthematik

Matthias Neugebauer

Wenn Menschen ihre Erlebnisse von Sterben und Tod kommunizieren, so handelt es sich in der Regel nie um den eigenen Tod, vielmehr geht es um das Sterben und den Tod anderer. Der eigene Tod kann nicht sensu strictu erlebt werden bzw. wenn überhaupt, so handelt es sich um ein finales Erlebnis sui generis. Jedenfalls sind Sterbende nicht mehr in der Lage das Sterben und schliesslich den Eintritt des Todes diskursiv zu vermitteln. Und die Stereotypen von ›Tunneln und hellem Licht‹, die von Menschen berichtet werden, die ›zurückgekehrt sind‹, lassen sich mühelos als Epiphänomene des Zusammenbruchs der Bewusstseinsstrukturen interpretieren, die keinesfalls für das Erlebnis des Todes in toto stehen. Das Erleben von Tod, das sozial kommunizierbar ist, beschränkt sich also quasi von selbst auf das Erleben des Todes anderer.

Es ist nun ein Signum der modernen bzw. postmodernen Gesellschaft westlicher Couleur, dass die persönliche Begegnung mit dem Tod mehr und mehr zur Ausnahme wird. War es in den zu grossen Teilen noch agrarisch geprägten europäischen Gesellschaften des 18. und 19. Jhs. die Regel, dass Menschen zu Hause starben und dass am Tod anderer intensiv Anteil genommen wurde, so werden in der postmodernen Gesellschaft die meisten Todesfälle in der Öffentlichkeit immer weniger wahrgenommen. Der Tod, das Erleben von Tod wird dem modernen Bewusstsein gewissermassen mehr und mehr entfremdet.

Dies hat zunächst äussere Gründe, die an kontingente gesellschaftliche Strukturen gebunden sind. Die in sich differenzierte Gesellschaft der Moderne hat den Tod und das Sterben von Menschen weitgehend in die Hände funktional eingerichteter und agierender Institutionen gelegt. Die meisten Menschen ereilt der Tod im Krankenhaus oder in anderweitig medizinisch betreuter Umgebung, wo zuvor ein Team hochqualifizierter Fachkräfte mit z.T. immensem technischen und finanziellen Aufwand den Eintritt des Todes so lange wie möglich hinauszuzögern bemüht ist. Mit komplexer Medizinerung und aufwendigen technischen Vorrichtungen versucht sich die Medizin dabei in einer wachsenden Beherrschung des Todes, und sie hofft, mit Hilfe von Gentechnik und Molekularbiologie dem

Tod irgendwann endgültig das Handwerk zu legen. Der Glaube an die diesbezügliche Leistungsfähigkeit der Medizin gleitet dabei mitunter in beinahe religiöse Dimensionen: So fand kürzlich in der Schweiz ein Kongress statt, der die theologisch anmutende Frage zum Thema machte: ›Hat der Tod eine Zukunft?‹ – ein geradezu klassischer Beleg für Max Schelers berühmte These, dass das Vertrauen in den wissenschaftlich-technischen Fortschritt Hand in Hand geht mit einer nachhaltigen Verdrängung des Todesbewusstseins.

Neben der medizinischen Beschäftigung mit dem Tod stehen weitere – im hohen Masse auch dem an dieser Stelle gewachsenen Einfluss des Staates geschuldeten – Rahmenbedingungen. Der Tod eines Menschen geht einher mit einem gehörigen Mass an Bürokratisierungen: Der Tod muss ordnungsgemäss von einem Arzt festgestellt werden und unter Angabe der Todesursache auf dem Totenschein vermerkt werden. Für den Umgang mit dem Leichnam gibt es strenge hygienische Vorschriften. Meist verschwinden die Toten schnell in den kalten Leichenzellen der Leichenhäuser. Die früher übliche Aufbahrung von Verstorbenen in den eigenen vier Wänden ist heutzutage eine höchst seltene Ausnahme und auch nur unter Bestimmten erlaubt. Die Beerdigung wird vom Beerdigungsinstitut geregelt und auch hier gibt es genügend Richtlinien. Und auch gesamtgesellschaftliche Strukturwandlungen haben dazu geführt, dass das Sterben und der Tod aus der öffentlichen Wahrnehmung gerückt sind. Hier ist zu denken an Phänomene wie das Sinken der Geburtenzahlen, das Steigen der Scheidungsraten, Isolation sowie Einsamkeit im Alter.

Dies alles hat zur Folge, dass der Tod, dass das Erleben von Sterben und Tod in den Hintergrund geraten sind. Und das wiederum hat Auswirkungen auf die gesellschaftliche Kommunikationspraxis in Bezug auf Tod und Sterben. Was nicht mehr erlebt wird, kann auch nicht kommuniziert werden, und folglich sind Tod und Sterben in der öffentlichen Kommunikation weithin zu randständigen Inhalten geworden. Daran ändern auch die zum Teil heftig geführten Debatten über Sterbehilfe und ähnliche Themen nichts, denn das postmoderne Alltagsbewusstsein lässt sich davon genauso wenig beeindrucken wie durch andere Prozesse der politischen, ethischen oder religiösen Meinungsbildung. Der Preis für diese Entwicklung ist eine extreme Subjektivierung und Verinnerlichung von Aussagen über den Tod. Todesaussagen werden zu Authentizitätsaussagen,

und besonders Aussagen über den eigenen Tod werden zu etwas Intimem, die das Eigenste des Menschen, ›unser Ureigenstes‹ (Jüngel) betreffen.

Dass der Tod bzw. die Rede und Reflexion auf den Tod ins Hintertreffen geraten ist, bedeutet nun nicht, dass der Tod völlig dem modernen Bewusstsein abhanden gekommen ist. Im Gegenteil: Es ist ein weiteres Phänomen der postmodernen Wirklichkeit, dass der Tod und das Sterben von Menschen auf andere Weise wie nie zuvor präsent ist. Im Fernsehen oder Radio kann man beinahe hautnah miterleben, wie Menschen in der Dritten Welt massenhaft verhungern, wie Hutus und Tutsis sich zu zehntausenden abschlachten, wie die vielen kleinen und grossen Kriege auf der ganzen Welt ihre unzähligen Opfer fordern und wie Terror und Naturkatastrophen überall auf dem Globus zahllose Menschenleben auslöschen.

Und auch die fiktionalen Medien nehmen sich des Themas Tod dankbar an. Bücher über Mord und Totschlag stehen hoch im Kurs, in einem guten TV-Krimi muss es auch mindestens um ein Tötungsdelikt gehen, und im Kino werden dann gleich ganze Erdteile und Planeten mit Millionen, wenn nicht Milliarden Einwohnern vernichtet. Die postmoderne Gesellschaft scheint nach zwei Weltkriegen abgehärtet, was die Kenntnissnahme von Tod und Massensterben anbelangt. Man gewinnt fast den Eindruck, es herrsche geradezu eine Lust am Morbiden, ein Eindruck, der sich spätestens nach dem Ansturm auf die ›Körperwelten‹ eines Gunther von Hagen nahe legt.

Um diese eigenartige Spannung – die fortschreitende Verdrängung der Todesthematik einerseits und die massenhafte Repräsentation des Todes andererseits – zu verstehen, ist es sinnvoll, sich eine entscheidende Differenz vor Augen zu führen, die den jeweiligen Erlebnisharakter des Erlebens von Tod betrifft. Im ersten Fall, also dem Erleben von Tod, das einem tatsächlichen Todesfall unmittelbar aufruht und das gesamtgesellschaftlich betrachtet auf dem Rückzug ist, handelt es sich ein direktes Erleben, sozusagen um eine authentische Begegnung mit dem Tod. Im zweiten Fall, also dem Erleben von tatsächlichem oder fiktionalen Tod im Modus des Mediums, ist es, wenn nicht ohnehin fiktional, so doch kein unmittelbares Erleben. Das, was die moderne Gesellschaft hier an Tod erlebt, vollzieht sich im indirekten Erleben. Es ist quasi ein ›Erleben zweiter

Hand, also ein Erleben, das, wie Arnold Gehlen scharf gesehen hat, wesentlich durch Selektion, Interpretation und Kontextualisierung belastet ist.

Der Tod, den die Postmoderne auf diese Weise erlebt, ist dann gewissermassen mundgerecht zubereitet, sei es in Form der betroffenen Nachricht, des unterhaltenden Kinofilms oder in Gestalt der schauerlichen Sterilität des Platinats. Und die Menschen bezahlen dafür. Mit den Informationen in Zeitungen und Fernsehen wird genau so Geld verdient wie mit Büchern und Kinofilmen. Der Tod wird hier regelrecht konsumiert, und Selektion, Interpretation und Kontextualisierung sind die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass der Tod als fiktionales oder tatsächliches Ereignis dem grossen Kreislauf des Konsums überhaupt beigeordnet werden kann.

Will man den Ursachen für den geschilderten Befund nachspüren, so kommt man einen Schritt weiter, wenn man einen Blick auf die der postmodernen Gesellschaft inhärenten Tendenzen wirft. Wenn man den diesbezüglichen Einsichten der zeitgenössischen Soziologie Glauben schenken darf, dann ist die postmoderne Gesellschaft westlicher Couleur unter anderem von zwei auffälligen Tendenzen mitbestimmt. Einerseits ist demnach ein Trend zur Individualisierung unübersehbar. Was mit diesem Begriff gemeint ist, hat der Soziologe Ulrich Beck auf drei Merkmale konzentriert: Die Menschen werden aus den herkömmlichen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie herausgelöst und auf ihr individuelles Arbeitsmarktschicksal verwiesen. Mit der Auflösung der industriegesellschaftlichen Lebensform der Kleinfamilie geht ein Verlust traditionaler Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen einher. Gleichzeitig erfolgt eine neue Art der sozialen Einbindung. Die freigesetzten Individuen werden arbeitsmarktabhängig und damit abhängig vom Bildungssystem. Singles, für viele Inbegriff des Individualisierungstendenz, nennt Beck in diesem Zusammenhang die »Pioniere der Moderne«. Die zweite Tendenz betrifft die moderne Konsumorientiertheit bzw. das Konsumdenken. Hinter diesen Stichworten verbirgt sich eine in Westeuropa seit Ende der 60er Jahre massiv zunehmende Einstellung, die den Lebenssinn mehr und mehr in den Erwerb von Gütern verlagert. Sie macht den Lebensstandard zu einem zentralen Wert und erkennt im Konsumieren, Kaufen und Verbrauchen einen wesentlichen Bestandteil des alltäglichen Lebens, einen Zeitvertreib bzw. ein Grundrecht.

Es hat ganz den Anschein, als ob der postmoderne Umgang mit der Todesthematik in engem Zusammenhang mit den benannten Tendenzen steht. Konkret bedeutet das: Der Umgang mit dem Tod zeichnet sich offensichtlich auch in zwei (zumindest in der westlichen Welt) gesamtgesellschaftliche Tendenzen ein. Zum einen der extremen Individualisierung, was eine schwindende persönliche Erfahrbarkeit des Todes und somit eine abnehmende Kommunizierbarkeit des Themas nach sich zieht und zum anderen der Konsumorientiertheit, die sich bereitwillig das natürliche Interesse am Tod kommerziell zunutze macht.

Es liegt auf der Hand, dass die genannten Phänomene wenigsten miteinander korrespondieren, wenn nicht gar sich gegenseitig verstärken. Die fortschreitende Verdrängung der Erlebbarkeit von Tod aus der Öffentlichkeit führt zur Suche nach alternativen Formen der Auseinandersetzung, und die zahlreiche Konsumierung von Tod in den Medien wiederum entlastet scheinbar von der Aufgabe, sich anderweitig mit der Thematik Tod auseinander zusetzen. Alles in allem scheint der geschilderte Zusammenhang ein Musterbeispiel dafür zu sein, wie sich gesamtgesellschaftliche Tendenzen auf konkrete Phänomene der Lebenswelt abschatten und so ganz bestimmte Formen des Umgangs mit humanen Grundthemen generieren.

Aber was tragen diese Überlegungen aus? Zunächst vielleicht, dass sie einen Anlass bieten, den gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod zu überdenken. Der Tod ist ein zu wichtiges und auch zu schwieriges Thema, um ihn problemlos dem postmodernen ›Way of life‹ einzugliedern. Das soll nun keine pauschale Verteufelung der Postmoderne bedeuten. Schon deshalb nicht, weil es wohl kaum möglich sein wird, einen dem Tod tatsächlich angemessenen Umgang ins Licht zu setzen. Denn ein reduktionistischer Umgang mit dem Tod ist der Todesthematik genauso wenig adäquat wie eine theologische oder philosophische Überhöhungen des Todes, die ihn dann wie auch immer zum metaphysischen Prinzip erhebt.

Die Frage des Todes ist schliesslich eine Frage, die jeden in irgendeiner Weise etwas angeht. Das Wissen um den Tod gehört zum Menschsein dazu, wie der Tod selbst. Aus diesem Grunde ist es wichtig, dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Tod stattfindet, und deshalb auch, dass der Tod erlebt wird. Denn wenn der Tod verdrängt und zu einem ›modernen Tabu‹ wird, dann schwindet damit auch eine Grenzerfahrung, die – so schmerzhaft, bedroh-

lich und vernichtet sie für einen Menschen im Einzelfall sein kann – dennoch zentral ist für das menschliche Selbstverständnis. Es soll dabei keinesfalls einem primitiven morbiden Interesse und schon gar nicht dem Voyeurismus der an der Guillotine stehenden Gaffer das Wort geredet werden. Aber das Erleben von Sterben und Tod hat nicht zuletzt auch die Funktion, die in jedem Menschen im Hintergrund schwelenden Ängste vor dem Tod zumindest teilweise zu bewältigen. Denn dies hat zum Schluss den grossen Wert, den eigenen Tod besser oder gar gut erleben zu können. Der grosse Mystiker und philosophus teutonicus Jacob Böhme wusste dies nur zu gut, als er schrieb: »Wer nicht stirbt, bevor er stirbt, der verdirbt, wenn er stirbt.«

— Dr. Matthias Neugebauer ist Assistent am Institut für Sozialethik der Theologischen Fakultät.